

Wenn Grenzen verschwinden – 30 Jahre Mauerfall und die Freiheit der Kirche¹

1. Bilder der Freiheit

Die Bilder vom Fall der Berliner Mauer haben sich uns ins Gedächtnis gebrannt. Dicht gedrängt strömen fröhliche Menschen von Ost- nach Westberlin. Sie jubeln und tanzen an Stellen, auf die am Vortag noch geschossen worden wäre. Grenzsoldaten beginnen zu lächeln und manche vertauschen ein wenig unbeholfen die Maschinenpistole mit einem Glas Sekt, das ihnen jemand in die Hand drückt. Der November 1989 verliert sein Grau und leuchtet in unbeschwerter Feiertagslaune, tagelang – eigentlich bis Weihnachten.

Auch die innerdeutsche Grenze wird von Tag zu Tag poröser. Überall wachsen improvisierte Grenzübergänge aus dem Boden. Nur auf den Brocken, den höchsten Gipfel des Harzes, kommt man noch nicht. Dort stehen die großen Abhörstationen, mit denen die östlichen Geheimdienste die Telefonate zwischen dem Bundesgebiet und Westberlin belauschen. Aber auch die Tage des den Brocken teilenden Grenzzaunes sind gezählt. Am 2. Dezember 1989, es ist der Samstag vor dem 1. Advent, machen sich viele Menschen auf den Weg zum Brocken. Vor den Toren des gut gesicherten Gipfels staut sich schließlich eine große Menschenmenge und verlangt in Sprechchören nach Einlass. Schließlich beginnen sie zu singen: „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit ...“. War es eine Wirkung dieses Adventslieds? Jedenfalls wurden Türen und Tore tatsächlich geöffnet und erstmals nach 28 Jahren konnten die Menschen wieder den Gipfel des berühmten Berges betreten.

Wir – die ehemaligen Bürgerinnen und Bürger der DDR – haben die Monate dieses epochemachenden Umbruchs in einer Art Schwerelosigkeit erlebt. Die Freiheit, nach der sich die meisten gesehnt hatten, war so aufregend neu, dass die wenigsten daran dachten, dass der Befreiung der Weg durch die Ebenen der Realität folgen würden. Aber dieser Weg ließ nicht lange auf sich warten; das Leben ging weiter. Die Folgen der von der Staatspartei, der SED, angerichteten Misswirtschaft wurden rasch drastisch spürbar. Die Wirtschaft, die das ökonomische Rückgrat einer Gesellschaft bildet, erwies sich bis auf einige Ausnahmen als

¹ Vortrag zum Reformationstag am 31. Oktober 2019 im Mutterhaus der Diakonissen Speyer.

sterbenskrank. Die ersehnte Einführung der D-Mark im Sommer 1990 machte das schonungslos offenbar. Die unvermeidliche Reorganisation und Reprivatisierung der wirtschaftlichen Verhältnisse brachte nur wenige Gewinner, dafür aber umso mehr Verlierer hervor. In den frühen Neunziger Jahren gab es in den neuen Bundesländern so gut wie keine Familie, die nicht irgendwie von Kurzarbeit, Arbeitslosigkeit, Stellensuche und Berufswechselln betroffen gewesen ist.

Dazu kam die Konfrontation mit dem Unrecht im DDR-Alltag, wie sie insbesondere durch die Offenlegung der Stasi-Akten ausgelöst wurde. Die Menschen, die unter diesem Unrecht gelitten hatten, erlebten das nochmals als eine Befreiung, so erschütternd der Blick in die eigene Akte auch jeweils gewesen sein mochte. Die anderen – und das dürfte bei weitem die Mehrheit sein – empfanden die Projekte zur Aufarbeitung der Vergangenheit über kurz oder lang als eine Demütigung, mit der die einen die Lebensgeschichte der anderen schlechtredeten. Trotzdem wurde das Leben in der DDR verklärt: Es war doch nicht alles schlecht, ja, vieles war sogar besser als im Westen, hörte (und hört) man dann sagen. Auf die Befreiung folgt der lange Zug durch die Wüste, und in den Entbehrungen der Wüste sehen die Fleischtöpfe Ägyptens plötzlich wieder lecker aus, wusste schon der biblische Bericht vom Auszug der Kinder Israels aus Ägypten.

Und die Kirchen? Sie hatten ja im Herbst 1989 und im Frühjahr 1990 eine herausragende Rolle gespielt. Ohne kirchliche Räume hätte es eine friedliche Revolution nicht gegeben. Das hatte lange vor 1989 begonnen, dass oppositionelle Kräfte und Gruppierungen unter den Dächern von Gemeindezentren und Kirchen zusammenkamen und in den engagierten Austausch über Fragen der Umwelt und der Bürgerrechte traten. Es bedurfte freilich couragierter Gemeinde- und Kirchenleitungen, die den Mut aufbrachten, ihre Räume dafür zur Verfügung zu stellen. Wo solche Courage fehlte, blieben die Türen für Umwelt- und Bürgerrechtsgruppen bis zum Oktober 1989 verschlossen. Es gab den Konziliaren Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung, den man im Rückblick als eine Art ökumenische Sammlungsbewegung zu Grundfragen des gesellschaftlichen Lebens charakterisieren kann. Und es gab die Friedensgebete am Montag, aus denen heraus sich dann im Oktober 1989 die berühmten Montagsdemonstrationen formierten.

Als dann im Oktober und November öffentlich über die Umgestaltung der DDR-Gesellschaft diskutiert wurde, waren die Kirchen überfüllt. Sie waren zu Räumen der Moderation der Befreiung und des Übergangs geworden. Ihnen ist es ganz sicher auch zu verdanken, dass sich die Demonstranten an die Losung „Keine Gewalt!“ gebunden sahen. Den Höhepunkt dieser Moderation und ganz gewiss auch den Höhepunkt ihres gesellschaftlichen Einflusses bildete

der Zentrale Runde Tisch in Berlin, an dem ab Dezember Vertreter der Regierung und Vertreter der Opposition zusammenkamen. Auf der Tagesordnung standen unter anderem die Offenlegung der ökologischen, wirtschaftlichen und finanziellen Situation des Landes, die ersten freien Wahlen in der DDR und die komplette Auflösung des Staatsicherheitsdienstes.

2. Christsein hinter der Mauer

Im Herbst 1989 erlebten die Kirchen in der DDR eine gesamtgesellschaftliche Aufwertung, wie man sie aufgrund der Jahrzehnte in der Diktatur nicht mehr für möglich gehalten hatte. Wenn auf den Demonstrationen das Plakat auftauchte „Kirche, wir danken dir!“, so war das ernstgemeint. Zwar ließen sich in den Städten die Kirchengebäude mit ihren Türmen nicht übersehen. Die SED rechnete sie zum kulturellen Erbe, ließ sie gelegentlich aber auch wegsprengen, wenn sie ihr im Wege standen. Aber als Christ oder als Christin kam man in der Öffentlichkeit kaum vor, denn die marxistisch-leninistische Weltanschauung hatte den christlichen Glauben als Ideologie von gestern zum Aussterben bestimmt. Die Zukunft sollte dem Atheismus gehören. Im Sinne der Religionskritik von Karl Marx sollten gesellschaftliche Verhältnisse geschaffen werden, in denen Religion überflüssig wird und wo sie niemand mehr vermisst. Die Religion würde im Kommunismus den sanften Tod der Belanglosigkeit sterben, meinte Marx vorauszusehen.

Im Alltag ist diese Auffassung nicht so rigide durchgesetzt worden, wie sie sich anhört. In der Ära Honecker überwog die Realpolitik gegenüber der Religion. Etwa so: Auch wenn ihr Christen keine Zukunft habt, wird es euch noch lange geben, und darauf sind wir eingestellt. Außerdem war die Existenz der Kirchen eine beachtliche Devisenquelle. Viele Transferleistungen und Spenden aus den Kirchen der EKD gingen als Valuta über den Tisch und wurden dann in Ostmark ausgezahlt. Das war nicht wenig: Die Kirchen der EKD haben auf diese Weise bis zu 40 Prozent der kirchlichen Haushalte ihrer ostdeutschen Geschwister finanziert.

Der religionskritische Hebel wurde unauffälliger, aber dafür umso wirksamer im Bereich des Bildungswesens eingesetzt. Kinder, die am kirchlichen Unterricht teilnahmen – d.h. an der Christenlehre und am Konfirmandenunterricht – waren auf Lehrerinnen und Lehrer angewiesen, die darüber hinwegsahen und ihnen mit Verständnis begegneten. Diese hat es gegeben. Aber es gab auch die anderen, die sich mit sarkastischen Bemerkungen vor der Klasse hervortaten: „Der Klaus glaubt noch an Gott, stellt euch das mal vor“. Oder: „Karin, du bist doch eigentlich ein vernünftiges Mädchen, erkläre uns doch mal, weshalb du zur Kirche gehst.“

Wenn dann solche Schüler auch noch die Teilnahme an der Jugendweihe ablehnten, war ihnen sehr oft der Weg zum Abitur und zu einem Studium verbaut. Wenn jedoch der Glücksfall eintrat, dass man nach einem Abitur auch noch studieren konnte, begann das Spiel von vorn. Es wurde genau registriert, wer sich zur Evangelischen Studentengemeinde hielt oder an kirchlichen Veranstaltungen teilnahm. An eine gehobene Stelle im späteren Berufsleben war dann nicht mehr zu denken. Mir hat einmal ein Kommilitone der Sektion Pflanzenproduktion – so hieß damals die Landwirtschaftlichen Fakultät in Halle – anvertraut, dass den Studierenden seiner Fachrichtung untersagt worden war, mit den Theologiestudenten der Universität auch nur zu sprechen.

In meinem Vikariat habe ich auf Bitte meines Mentors Hausbesuche bei Eltern gemacht, die ihre Kinder hatten taufen lassen, nun aber nicht mehr zum Konfirmandenunterricht schickten. Der Erfolg war gleich Null. In der Regel haben die Eltern das Gespräch gar nicht erst zugelassen und mir mehr oder weniger höflich an der Tür bedeutet, dass sie der Entwicklung ihrer Kinder keine Steine in den Weg legen wollten. Wer wollte solche Ängste nicht verstehen? Dass sie der Entwicklung ihrer Kinder mit der Verweigerung der Glaubenskommunikation erst recht Steine in den Weg legten, war in einer solchen Situation schwerlich zu vermitteln.

Es gab glücklicherweise auch das andere, dass auf manche Menschen die christliche Gemeinde eine unerwartete Anziehungskraft ausübte. Dort wo es entsprechende Angebote gab, strömten auch viele junge Leute herbei. Im Raum der Kirche begegnete ihnen eine Welt, die sich auffällig von der ideologisch durchregulierten Öffentlichkeit unterschied. Hier konnten sie sich ungestört unterhalten und mit Themen beschäftigen, die sonst nicht vorkamen, aber interessant waren. Gut besuchte Jugendgottesdienste und Jugendfreizeiten waren keine Seltenheit. Und auch die Generation der Berufstätigen war durchaus vertreten. So viele Abwechslungen gab es im sozialistischen Alltag ja nicht. Vor allem war es von Bevormundung und Regulierung freie Atmosphäre, die die kirchlichen Veranstaltungen für viele attraktiv machte.

Unter den Studentinnen und Studenten an meiner damaligen Theologischen Fakultät in Halle gab es auch solche, die von linientreuen Eltern zu Atheisten erzogen worden waren, aber dann als junge Erwachsene zur Taufe kamen. Ich denke etwa an einen Pfarrer, dessen Tätigkeit auch heute noch jede Gemeinde zum Aufblühen bringt. Während seines Studiums war er eher durch sein unkonventionelles Auftreten und merkwürdiges Fragen aufgefallen. In seiner Armeezeit war er Christ geworden. Unter den Kameraden hatte einer die Bibel dabei; man traf sich in kleiner Runde zum Bibelgespräch und hatte ihn irgendwann dazu eingeladen. Man muss wissen, dass solche Bibelgespräche in den Kasernen der bewaffneten Einheiten der DDR-Armee verboten waren. Bibeln durfte keiner dabei haben. Die Dienstvorschrift verbot religiöse

Propaganda und schon das Bibellesen fiel unter dieses Verbot. Wenn der Feldwebel zur Kontrolle kam, musste die Bibel versteckt werden, wurde eine entdeckt, dann wurde sie beschlagnahmt, und es drohten Urlaubssperren. Ich weiß nicht genau, was diesen jungen Mann zum Glauben und dann zu dem Wunsch brachte, Theologie zu studieren. Ihn hat jedenfalls das Evangelium im Sinne des Wortes angesprochen. Eine gewisse Rolle dürfte es gespielt haben, dass ihm der Mut imponierte, mit dem seine Kameraden das Verbot und die Schikanen der Vorgesetzten einfach ignorierten, um die Bibel zu lesen und daraus Nutzen für ihr Leben zu ziehen.

Man konnte sich in der DDR nicht zum Glauben bekennen, ohne zu wissen, weshalb man das tat. Die Risiken, die man mit dem Weg zur Kirche auf sich nahm, waren einfach zu groß. Die Menschen, die sich am kirchlichen Leben beteiligten, hatten verstanden, dass ihr Glaube nicht Lebensverlust, sondern Lebensgewinn bedeutete. Insofern war das Christsein hinter der Mauer nicht ohne Verheißung und nicht ohne Segen. Es war zwar sehr ärgerlich und es tat auch weh, wenn man wegen des Glaubens an Jesus Christus Nachteile erlitt. Aber wenn man diesen Umstand geistlich betrachtete, konnte man erkennen, dass Jesus den Seinen den Widerstand der Welt vorausgesagt hat, ihnen aber auch die Kraft schenkt, diesen Widerstand auszuhalten und darin im Glauben zu wachsen.

3. Die Freiheit der Kirche erwächst aus ihrem Auftrag

Die Freiheit des Wortes, die Freiheit des Gewissens und die Freiheit der Religionsausübung ist ein hohes Gut. Wohl dem Staat, in dessen Verfassung dieses Gut festgeschrieben ist und dessen Bürgerinnen und Bürger wegen ihrer Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft keine Nachteile zu befürchten haben! Aber, so kann man fragen, ist die Freiheit der Kirche von solchen Garantien eigentlich abhängig? Können wir von einer freien Kirche und von der Freiheit der Christenmenschen erst dann sprechen, wenn die Grenzen verschwunden sind, hinter denen die Freiheit unterdrückt wurde? Und um das Problem zuzuspitzen: Ist die Kirche in der freiheitlich verfassten Gesellschaft automatisch eine freie Kirche. Kann sich die Freiheit eines Christenmenschen in einer liberalen Umwelt leichter und besser entfalten als in einer repressiven?

Martin Luther jedenfalls ist der Meinung gewesen, dass die christliche Freiheit auch unter äußerlich unfreien Verhältnissen gelebt werden kann. Gleich zu Beginn seines Büchleins „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ schrieb er die folgenden aufregenden Sätze:

„So ist es offenbar, dass kein äußerliches Ding ihn [den Christenmenschen] frei noch gerecht machen kann, wie es auch immer genannt werden mag. Denn seine Gerechtigkeit und Freiheit, wie auch seine Bosheit und seine Gefangenschaft, sind weder leiblich noch äußerlich. Was hilft es der Seele, dass der Leib ungefangen, frisch und gesund ist, isst, trinkt und lebt, wie er will? Wiederum, was schadet das der Seele, dass der Leib gefangen, krank und matt ist, hungert, dürstet und leidet, wie er es nicht gerne will? Von diesen Dingen reicht keines bis an die Seele, um sie zu befreien oder zu fangen, gut oder böse zu machen.“²

Luther will sagen: Viel entscheidender noch als die Erfahrung äußerer Freiheit ist die Befreiung des Menschen von der Macht der ihn gefangenhaltenden Sünde, seine ihn in die Freiheit führende Rechtfertigung *allein aus Gnade*.

Auf die Frage, worin die Freiheit der Kirche gründet, gibt es eine starke Antwort. Sie ist in einer Situation gefunden worden, in der die Freiheit der Kirche wirklich auf dem Spiel stand – in Zeit der Nazi-Diktatur und der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in der Kirche. Ich denke an die sechste These der Barmer Theologischen Erklärung von 1934. Sie lautet:

„Der Auftrag der Kirche, in welchem ihre Freiheit gründet, besteht darin, an Christi Statt und also im Dienst seines eigenen Wortes und Werkes durch Predigt und Sakrament die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten an alles Volk.“³

Diese These bietet den Schlüssel zur Freiheit der Kirche. Über ihr stehen zwei Schriftworte. Das eine ist die Zusage des auferstandenen Christus „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende (Mt 28,20)“⁴. Die Kirche pflegt kein ihr anvertrautes Erbe, sie bezeugt den lebendigen Herrn. Das ist ihr Auftrag, an allen Orten und zu allen Zeiten. Christus will durch das Zeugnis der Kirche zu Wort kommen und hörbar werden. Das ist keine dirigistische Dienstweisung, sondern die alles tragende Einweisung in die Freiheit, eben „Der Auftrag der Kirche, in welchem ihre Freiheit gründet“.

Die Freiheit der Kirche, die sich der Botschaft von der freien Gnade Gottes verdankt, besteht darin, dass sie sich ganz durch ihren Herrn bestimmen lässt und deshalb auf Fremdbestimmungen wie die politischen Erwartungen des Staates (vgl. These 5), externe Rollen- und Funktionszuweisungen, gesellschaftliche Auftragsdefinitionen und dergleichen mehr keine

² WA 7, 21, Z. 20-27 (Wortlaut modernisiert).

³ Die Barmer Theologische Erklärung. Einführung und Dokumentation, hg. von Martin Heimbucher u. Rudolf Weth, Neukirchen-Vluyn 72009, 42.

⁴ Ebd.

Rücksicht zu nehmen braucht. Sie nämlich stellen „das Wort und Werk des Herrn in den Dienst irgendwelcher eigenmächtig gewählter Wünsche, Zwecke und Pläne“.⁵ Die Themen und Strategien ihres Zeugnisses und Dienstes können also nicht unreflektiert aus den akuten Problemen der heutigen Gesellschaft und der entmutigenden, trostlosen Lage unserer Welt abgeleitet werden. Eine Kirche, die das Evangelium in der noch nicht erlösten Welt bezeugt, hat auch das Recht zum Eingeständnis ihrer eigenen Ratlosigkeit und Anfechtungen. Ihre Themen und Strategien wachsen ihr zu, indem sie sich der „Botschaft von der freien Gnade Gottes“ anvertraut und die Gesellschaft wie die Menschheit in das Licht dieser Botschaft getaucht sieht. Nur so gewinnt die Kirche die Souveränität gegenüber dem Druck, ihren Beitrag zur Lösung möglichst aller entscheidenden Probleme abzuliefern, jene heilsame Distanz zum Elend des Menschen, die sie benötigt, um ihm wirklich helfen zu *können*.

Die Gemeinde Jesu Christi ist nicht „fremdgesteuert“. Die ihr im Auftrag geschenkte Freiheit lässt es nicht zu, dass sie sich zum Spielball auftragsfremder Interessen machen lässt, zur Gefangenen menschlicher Wünsche und Ziele. Dagegen steht schon das andere Schriftwort über der These 6: „Gottes Wort ist nicht gebunden. (2.Tim 2,9)“⁶. Das heißt, dass dieses Wort frei ist und frei bleiben will und nicht so gefesselt oder gar angekettet ist wie der Autor des 2. Timotheusbriefes, der wegen seiner Verkündigung im Gefängnis saß, als er dieses Trostwort schrieb. Je totaler allerdings solche menschlichen Wünsche und Ziele werden, desto spürbarer werden auch die Konflikte sein, die sich die Kirche zumutet und auch zumuten *kann*. Sie darf keinesfalls übersehen, dass sie in dieser Welt „an Christi Statt“ handelt. Das gilt dann auch für die Kritik und die Ablehnung, die ihr in ihrer Christusbindung widerfährt.

Aus Sicht der sechsten Barmer These erprobt sich die der Kirche geschenkte Freiheit im Vollzug ihrer Verkündigung. Im Dienst des Wortes und Werkes Christi soll das Evangelium für die Menschen sprechend werden. Sie sollen, wenn sie zur Kirche kommen, erkennen, dass sie die Adressaten der freien Gnade Gottes sind. Menschen, die das den anderen „an Christi Statt“ zusprechen, sind Dolmetscher und Interpreten dieser Botschaft. Sie übersetzen diese Botschaft in die heutigen Lebensverhältnisse. Dabei werden sie sorgsam darauf achten, dass ihre Übersetzungsfähigkeit ihr Maß immer von dem her empfängt, was zu übersetzen ihnen aufgetragen ist. Wort und Werk Christi wollen ungeschmälert zu ihren Adressaten kommen. Nur wenn das gelingt, können Menschen in der Begegnung mit dem Evangelium befreit, erneuert und zum Handeln inspiriert werden. Anderenfalls würde die Verkündigung die auf ihre Entfremdung fixierte Welt nur verdoppeln, und alles bliebe beim Alten.

⁵ Ebd (Verwerfungssatz von Barmen VI).

⁶ Ebd.

In diesem Sinne konnte auch die Kirche in der DDR wie die Kirche in jedem anderen Unrechtsstaat dieser Welt eine freie Kirche sein. Ob sie ihrem Auftrag immer so nachgekommen ist, wie er in der 6. Barmer These beschrieben wird, ist eine Frage für sich. Wenn man diese These als Beichtspiegel benutzen würde, hätte auch die evangelische Kirche aus der früheren DDR eine Menge zu beichten. Hier wäre sehr viel Kritisches zu berichten, das es verbietet, die kirchlichen Verhältnisse in der DDR zu idealisieren. Aber ebenso konnte sich jederzeit die Erfahrung einstellen, dass die Orientierung am Auftrag der Kirche der Quellgrund ihrer Freiheit ist und dass man umso freier wird, je dichter man an das befreiende Zeugnis des Evangeliums heranrückt.

Im Vergleich mit den Kirchen in den anderen Ländern des ehemaligen Ostblocks verfügten die Kirchen in der DDR übrigens über erstaunliche Freiräume, die sie auch zu nutzen wussten. Das kirchliche Leben wurde keineswegs in den Untergrund verdrängt. Die Kirchen verfügten über eigene Verlage, in denen geistliche und theologische Schriften erschienen. Sie bewirtschafteten eine stattliche Anzahl eigener Gemeindezentren und Freizeitheime. Es gab öffentliche Veranstaltungen, Radiogottesdienste, Kirchenkonzerte, Kirchentage und es gab – das muss gerade an diesem Ort hervorgehoben werden – eine beachtliche Diakonie, deren gute Krankenpflege nicht zuletzt auch die Genossen der regierenden Partei zu schätzen wussten und sich gerne in ein kirchliches Krankenhaus begaben. Freilich bedurfte es auf diesen Feldern immer einer gewissen Improvisationsgabe. Denn es konnte geschehen und es geschah auch immer wieder, dass ein Vorhaben in letzter Minute am Einspruch staatlicher Stellen scheiterte. Ein gut geplanter Kirchentag geriet auf des Messers Schneide, wenn aus einem bestimmten Kalkül heraus die zugesagten Toilettenwagen ausblieben und die Hygieneaufsicht ihn dann nicht genehmigte. Jederzeit musste mit den Genossen des Staatsicherheitsdienstes gerechnet werden. Auf den Großveranstaltungen erkannte man die grauen Herren zumeist daran, dass sie das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser nicht mitsprachen. Und der Ärger mit der Zensur bei der Veröffentlichung selbst harmloser Texte wäre ein Kapitel für sich, das ich hier nur andeuten kann.

4. Die Kirchen der ehemaligen DDR nach der Wiederherstellung der deutschen Einheit

Die Hochstimmung des Herbstes 1989 hielt auch in den evangelischen Kirchen im Osten Deutschlands nicht lange an. So wie sich die Kirchen im Herbst 1989 gefüllt hatten, leerten sie sich auch wieder – schon im Frühjahr 1990 waren die früheren Zahlenverhältnisse weitgehend

wiederhergestellt. Es gab nun zwar keine äußeren Beschränkungen mehr, und auch das gesellschaftliche Ansehen der Christen hatte beachtlich zugenommen. Aber das machte die Kirchen nicht attraktiver. Hier war die durch den sozialistischen Weltanschauungsstaat vorangetriebene Entkirchlichung großer Teile der Bevölkerung erfolgreich gewesen. Mancher hat sich damals gefragt, welcher Schaden wohl der größere war: die hinterlassene wirtschaftliche Misere oder die Immunisierung vieler Menschen gegenüber Glaubensfragen.

Ostdeutschland steht da nicht allein. Eine ähnliche Situation treffen wir in einigen anderen Staaten des ehemaligen Ostblocks auch an. Westeuropa scheint an diesem Punkt übrigens in großen Schritten aufzuholen. In den Niederlanden, in deren Nachbarschaft ich heute lebe, ist die Entkirchlichung nicht weniger dramatisch als in Berlin, das anlässlich des Ökumenischen Kirchentages 2003 von manchen als die „Welthauptstadt des Atheismus“ tituiert worden ist. Lassen sich solche Entwicklungen mit einer besonderen Neigung des Protestantismus zur Weltlichkeit und damit Verweltlichung des Glaubens erklären? Es fällt jedenfalls auf, dass sich die atheistische Propaganda an den katholisch geprägten Polen erfolglos die Zähne ausbiss und dass trotz des 70 Jahre andauernden aggressiven Sowjet-Atheismus die große Mehrheit der Russen wieder zu den Gottesdiensten der orthodoxen Kirche kommt – und das auch noch in einer Situation, in der die wenigsten von ihnen der altrussischen Liturgiesprache folgen können.

Durch den Staat des Grundgesetzes eröffneten sich den Kirchen im Osten Deutschlands neue Chancen und große Spielräume. Sie waren nun als Körperschaften des öffentlichen Rechts anerkannt und konnten sich nach ihren Maßstäben betrieblich organisieren und die Kirchensteuern über die Finanzämter einziehen lassen. Nach westdeutschem Vorbild wurden Staatskirchenverträge abgeschlossen, die die Rechte der Kirchen garantierten. Es kam zur Rückübertragung enteigneter Liegenschaften. Die Kirchen konnten Religionsunterricht an öffentlichen Schulen erteilen oder erteilen lassen und Schulen in eigener Trägerschaft einrichten. Die Existenz Theologischer Fakultäten wurde vertraglich festgeschrieben. Aber auch die Frage war zu lösen, wie die Kirchen künftig ihre seelsorgliche Verantwortung gegenüber Soldaten und Polizisten wahrzunehmen hätten.

Wie haben die acht Landeskirchen, die sich 1970 zum Bund evangelischer Kirchen in der DDR zusammengeschlossen hatten, diese Chancen ergriffen? Wenn man die Frage so stellt, wird man auf den merkwürdigen Befund stoßen, dass es ihnen nicht leichtfiel, durch die Türen zu gehen, die sich ihnen nun weit geöffnet hatten. Man kann auch sagen: Sie fremdelten. Sie fremdelten mit der Wiederherstellung der kirchlichen Einheit in der EKD, die mit der EKD-Synode 1991 vollzogen wurde. Sie fremdelten mit der Erteilung des schulischen Religionsunterrichts. Erst recht fremdelten sie mit ihrer Einbeziehung in die Militärseelsorge. Sie

befürchteten hier eine zu große Staatsnähe, der sie sich in ihrer DDR-Vergangenheit mit guten Gründen verweigert hatten. Unüberhörbar waren die Stimmen derer, die vor der Rückkehr zu volkskirchlichen Lebensformen oder gar vor dem Rückfall ins Konstantinische Zeitalter mit seiner Verbindung von Thron und Altar warnten. Sie hätten eine Kirche bevorzugt, die ohne besondere Vergünstigungen in apostolischer Schlichtheit die Gewissen der am westlichen Wohlstand orientierten Menschen wachrüttelt. Und nun meinten sie eine Kirche wahrzunehmen, die nach ihrer Auffassung unkritisch Dienstleistungen des Staates in Anspruch nahm und Dienstleistungen im Bereich des Staates erbrachte.

Dazu kam auch hier der Stasi-Schock. Mit besonderer Aufmerksamkeit wurden von fin-digen Journalisten und Historikern in den Jahren 1990/1991 die Stasi-Unterlagen auf die Verstrickung kirchlicher Amtsträger hin durchleuchtet. Die aufgedeckten Befunde ergaben ein trübes Bild. Namhafte Kirchenvertreter, unter ihnen auch Bischöfe, hatten als Inoffizielle Mitarbeiter mit dem Staatsicherheitsdienst mehr oder weniger intensiv zusammengearbeitet. In dieser Situation hätte die Kirche der von Stasi-Verdächtigungen heimgesuchten Gesellschaft vorexerzieren müssen, wie man unter dem Evangelium mit Schuld umgeht, nämlich so, dass man sie offen bekennt und sie bereut, weil man weiß, dass das letzte Wort der Vergebung gehören wird. Aber das geschah nicht. Kaum ein kirchlicher IM (Inoffizieller Mitarbeiter der Stasi) bekannte sich zu seinen Vergehen. Stattdessen wurde scheinbar immer nur so viel zugegeben, wie die gerade veröffentlichte Aktenlage es erzwang. Und bisweilen wurde selbst von unbelasteten Kirchenvertretern der Verdacht genährt, es handele sich bei der Aufdeckung kirchlicher Stasi-verstrickungen um eine antikirchliche Kampagne und es sei doch besser, nicht zu viel auf die Stasiakten zu geben, weil mit ihnen nur das gesellschaftliche Klima vergiftet werde.

Der Gerechtigkeit halber muss freilich gesagt werden, dass es auch in den Kirchen Ostdeutschlands viele Menschen gegeben hat, die die neuen Chancen beherzt ergreifen wollten, weil sie Möglichkeiten erkannten und konstruktiv Aufbauarbeit leisten wollten. Auch müssen die Probleme in Betracht gezogen werden, vor denen die evangelischen Kirchen im Osten Deutschlands nach der Wiedervereinigung gestanden haben. Bisherige Leitbilder stellten sich zur Disposition. Die positiven Erfahrungen, die man in der DDR-Zeit als Zeugnis- und Dienstgemeinschaft gesammelt hatte, waren angesichts der tiefgreifenden Umwälzungsprozesse der ostdeutschen Gesellschaft nicht einfach auf die neue Situation übertragbar. Innerhalb kürzester Frist mussten rechtliche, organisatorische und finanzielle Neuregelungen getroffen werden. Sie hatten zwangsläufig den Charakter von Eilentscheidungen. Für schöpferische Denkpausen stand kaum Zeit zur Verfügung, und das Bemühen um die Wahrung eines eigenen Organisationsprofils scheiterte in der Regel an der normativen Kraft des Faktischen. Dass unter solchen

Bedingungen der Optimismus schwindet und die Menschen für Misstrauen und Resignation anfällig werden, liegt in der menschlichen Natur.

Die Lage hat sich schon in den 1990er Jahren spürbar wieder entkrampft. Es setzte sich bei den meisten die Einsicht durch, dass die neue Situation von ihren Vorzügen her zu betrachten sei und dass sich eine nostalgische Verklärung des Christseins im real existierenden Sozialismus verbiete. Im Blick auf die Reorganisation des Kirchenwesens und die Sanierung von Kirchen und Gebäuden wurde echte Aufbauarbeit geleistet. In der EKD sind die Kirchen des Ostens und diejenigen des Westens schnell wieder zusammengewachsen. Das gilt nicht nur auf geistlicher und theologischer Ebene. Die westlichen Gliedkirchen haben bis heute im Rahmen des Lastenausgleichs eine großartige finanzielle Solidarität bewiesen, die bei einem Vortrag wie diesem ausdrücklich gerühmt werden muss.

5. Gegen den Trend wachsen, von innen gesehen

„Wachsen gegen den Trend“ – so lautete eine Losung des Impulspapiers der EKD von 2006 „Kirche der Freiheit“, mit dem eine grundlegende Reform der evangelischen Kirche angestoßen werden sollte. Was ist der Trend? Der Trend besteht in der von Jahrzehnt zu Jahrzehnt stärker fühlbaren Schrumpfung der Kirche. Und das ist nun seit 30 Jahren eine gesamtdeutsche Situation. Wir bezeugen das Evangelium in einer Welt, die von Gott geliebt wird, obwohl hier die wenigsten wissen, was das bedeutet, und die längst zum Missionsgebiet geworden ist.

Wir haben es mit einer langanhaltenden Entwicklung zu tun, die übrigens im Weltmaßstab gesehen einzigartig ist. Religion verliert hier von Generation zu Generation an Ansehen, religiöse Indifferenz und atheistische Lebensdeutungen gewinnen zunehmend an Plausibilität. Es kam zu einer merkwürdigen Beweisumkehr: Muss man sich in anderen Teilen der Welt dafür rechtfertigen, dass man *nicht* mehr an Gott glaubt, so muss man sich bei uns dafür rechtfertigen, dass man am Glauben an Gott festhält.

So werden die Überlieferungen des Glaubens immer weniger verstanden, und bewährte Formen der Glaubenspraxis sind uns abhandengekommen. Das heißt, dass die biblischen Geschichten und die Lieder und Texte, mit denen unsere Vorfahren ihren Glauben lebten, vergessen werden und die Erinnerungen an sie verblassen. Die Menschen übersehen dann auch, dass der Glaube bestimmter Lebensformen bedarf, um lebendig zu bleiben. Sie wissen nicht mehr selbstständig mit Bibel und Gesangbuch umzugehen, sie wissen auch nicht mehr, wie es ist, ohne Anleitung des Pfarrers oder der Pfarrerin zu beten. Während nach Luthers Katechismus der

Hausvater für das geistliche Leben im Hause zuständig war, wird heute in den wenigsten privaten Häusern oder Wohnungen gemeinsam gebetet oder gemeinsam in der Bibel gelesen. Wenn aber Kinder keine Eltern mehr haben, die mit ihnen vor dem Einschlafen beten, dann wird diesen Kindern das existenziellste Element des Glaubens verloren gehen, dann werden sie sich schwerlich in den lebensstragenden Überlieferungen des Glaubens verwurzeln können. Wenn wir hier nicht spürbar gegensteuern, werden wir den Traditionsabbruch nicht aufhalten, sondern noch fördern.

Wie wächst man gegen den Trend? Das Impulspapier der EKD wird eher an das numerische Wachstum, also an Quantitäten und Zahlenkolonnen gedacht haben. Das ist ja auch nicht verkehrt. In einem gutbesuchten Gottesdienst singt es sich leichter als in einem Gottesdienst, in dem sich nur die kleine Schar der Getreuen versammelt und keine Orgel mehr erklingt. Aber vor dem extensiven steht immer noch das intensive Wachstum, das Wachsen im Glauben, das Wachsen auf Jesus Christus hin, wie es in Epheser 4,15f angesprochen wird: „Lasset uns aber wahrhaftig sein in der Liebe und wachsen in allen Stücken zu dem hin, der das Haupt ist, Christus.“ Hier rückt das intensive Wachstum in den Vordergrund: Wachstum im Glauben und in der Liebe, Wachstum in der Entfaltung der Gaben und Dienste, damit die Christusbezogenheit der Kirche und damit die Verbundenheit mit ihrem Herrn immer deutlicher wird. Das intensive Wachstum wiederum kommt dem extensiven Wachstum der Kirche zugute. Es macht Menschen hellhörig und zieht sie zur Gemeinde, was vermutlich in Epheser 4,16b anklingt, wo dann vom Wachstum des ganzen Leibes, der sich selbst in der Liebe aufbaut, die Rede ist.

Wachsen gegen den Trend auf der intensiven Ebene würde dann bedeuten, dass die Glieder der christlichen Gemeinde in ihren Fähigkeiten gestärkt werden, ihren Glauben nicht nur zu behaupten, sondern auch zu *leben* und diesen Lebensvollzug auch zu gestalten. Der Vollzug des Glaubens ist nichts Abstraktes, er bedarf der Nahrung, ist auf Anregungen angewiesen, soll sich mit Erfahrungen auseinandersetzen und alles in allem immer wieder den Dialog mit dem suchen, dem er ja gilt: Gott. So lässt sich das Leben des Glaubens auch als ein bewusstes Leben aus dem Gegenüber zu Gott darstellen, als ein Leben in der bewussten Öffnung für Gott. Es ist gleich, ob ich dann auch sage: ein Leben aus der Tiefe, ein Leben aus der Höhe, ein Leben aus der Mitte, ein Leben aus dem Eigentlichen. Alle diese Metaphern drücken den gleichen Sachverhalt aus: Es geht um ein Leben, das sich auf das Unverfügbare gründet und aus dem sich uns in Jesus Christus erschließenden Gott als dem Grund allen Lebens seine Kraft schöpft.

Das so verstandene Leben des Glaubens ist niemals uniform. Jeder Mensch wird hier seine eigenen Erfahrungen sammeln und eine ihm gemäße Praxis des Glaubenslebens ausbilden können. Gottes Geist liebt die Vielfalt, weil die aus der Kommunikation erwachsende

Bereicherung Vielfalt voraussetzt, sich ergänzende und darin inspirierende Vielfalt. Damit die Vielfalt bereichert, bedarf es allerdings der grundsätzlichen Bereitschaft, in der Gemeinschaft des Glaubens voneinander zu lernen. Nichts ist fataler als genormte Frömmigkeitsstandards, an denen die einen die Christlichkeit der anderen messen. Die Vielfalt möglicher Erfahrungen mit dem biblischen Wort, die Verschiedenartigkeit der Ausdrucksmöglichkeiten gelebten Glaubens, Unterschiede in Mentalität und kultureller Einbindung bedingen unterschiedliche Formen und Ausprägungen des gelebten Glaubens.

Vielfalt bedeutet nicht Beliebigkeit. Es gibt ganz elementare Mindestbedingungen, die beachtet sein wollen, wenn es uns um die Entfaltung des gelebten Glaubens (im Unterschied zur bloßen Forderung danach) ernst ist.

Die erste Mindestbedingung besteht in der Bereitschaft, *mit der Bibel zu leben*. Die aktive Begegnung mit dem Wort, das Glauben weckt und uns im Glauben stärkt, entscheidet über alles weitere. Die Reformatoren haben größten Wert darauf gelegt, dass Christenmenschen wache Bibelleser sind. Wie Luther hat Calvin ausdrücklich unterstrichen, dass der Glaube in inniger Verbindung mit dem Wort steht: „... er kann von ihm ebensowenig getrennt werden, wie die Strahlen von der Sonne, von der sie ihren Ausgang nehmen“. Er hat das Wort mit einem Spiegel verglichen, „in dem der Glaube Gott anschaut“. Ohne das Wort stirbt der Glaube: „Denn das Wort ist das Fundament, auf das der Glaube sich stützt und das ihn trägt; wendet er sich von ihm weg, so bricht er zusammen. Nimm also das Wort weg und kein Glaube wird mehr übrigbleiben!“⁷

Es geht hier um eine Bibellektüre, die die biblischen Texte unbeschadet ihrer auch sehr menschlichen Entstehungsgeschichten als Kommunikationsmedium realisiert, durch das der lebendige Gott uns anredet, berührt und den Dialog mit uns sucht. Uns soll Erkenntnis zuteilwerden, wenn wir die Bibel lesen. Uns sollen vertiefende Einsichten aufleuchten, unvermutete Bewegungsräume erschlossen werden. Uns soll geholfen werden. Und es *wird* uns geholfen, indem Licht fällt auf die konkrete Lebenssituation, in der wir uns vorfinden. Wir können sicher sein: Wir sind nicht allein, wenn wir in dieser existentiellen Aufmerksamkeit an die Texte der Bibel herantreten. Ein Bibelstudium, das nicht bloß historische Denkwürdigkeiten erinnert, sondern die Texte Anrede an mich sein lässt, verschmilzt fast von selbst mit meiner Antwort auf diese Anrede: mit meinem Gebet.

Mit dem *Gebet* ist eine zweite Mindestbedingung für die Entfaltung des Glaubens benannt. Beten heißt ja nichts anderes, als mit all seinen Gedanken, Ängsten und Freuden zu Gott

⁷ Johannes Calvin, Unterricht in der christlichen Religion. Institutio Christianae religionis. Nach der letzten Ausgabe übersetzt und bearbeitet von Otto Weber, Neukirchen-Vluyn 1963, 345.

zu kommen, ihn Anteil nehmen zu lassen an allem, was einen bewegt. Im Gebet verlässt der Mensch seine Ich-Einsamkeit und Ich-Verschlossenheit, er öffnet sich seinem Herrn und Heiland und wagt das Gespräch mit dem Du Gottes, weil er davon ausgehen kann, dass er gehört und erhört wird. Mit keiner Geste kann der glaubende Mensch den Eindruck der Abwesenheit Gottes präziser widerlegen als mit seinem Gebet und den Erfahrungen, die er in und mit dem Gebet sammeln wird. Christen, die das Beten verlernt haben, durchtrennen unweigerlich ihren Kontakt zum lebendigen Herrn und machen sich für die Zeichen seiner unmittelbaren Nähe blind. Es ist kein Zufall, dass ihnen alles zweifelhaft wird, was sich mit Gottes Verheißungen für ihr konkretes Leben, für die menschliche Gemeinschaft und für die Zukunft der noch unerlösten Welt verbindet. Die Gegenwart des auferstandenen Christus muss ihnen folgerichtig zum Rätsel werden. Statt sich ihm anzuvertrauen, verharren sie im Dauerzustand einer problematischen Christusdistanz. Sie können ihres Glaubens so nicht froh werden und werden sich, auf ihr Christsein befragt, mitunter sogar dafür entschuldigen, dass sie noch zur Kirche gehören.

Eine dritte Mindestbedingung für die Entfaltung des Glaubens erschließt sich durch die Betrachtung des Gebets fast von selbst. Man kann sie als eine aus dem Gebet erwachsende Haltung bezeichnen, ja als eine *betende Haltung gegenüber der Wirklichkeit*. Im Gebet tritt ja die Wirklichkeit aus dem Eindruck ihrer Gottesferne, so wie Gott aus dem Eindruck seiner Wirklichkeitsferne heraustritt. Das Gegenüber von Gott, Welt und Mensch wird dem betenden Menschen zum Beziehungsgeflecht einer vielfältig vernetzten Geschichte, einer vielfach dramatisch verdunkelten, aber noch um vieles barmherziger erleuchteten Geschichte. Aus der Praxis des Gebets erwächst eine neue Wirklichkeitssicht, für die der Glaubende in der betenden Haltung gegenüber den Höhen und gegenüber den qualvollen Tiefen des Lebens geöffnet wird. Damit ist kein Dauergebet gemeint, wohl aber die aus der Praxis des Gebets quellende Einsicht, dass unser Leben nicht uns gehört und demgemäß nicht nach unserem Gutdünken gestaltet oder verwirkt werden kann. Wir sind Christi Eigentum (1Kor 3,23). Demgemäß empfangen wir alles, was wir sind und sein werden – in guten wie in bösen Tagen –, aus der Hand unseres Herrn, in der wir uns befinden. So darf sich gegenüber dem Leben und seinen Gefährdungen Gelassenheit einstellen, mehr noch: die Erfahrung einer Geborgenheit, in der wir uns auch dann noch gehalten wissen, wenn wir vor lauter Not eigentlich nur schreien können. Hier machen wir die Erfahrung der Freiheit. Denn wenn wir den Weg unseres Lebens verstehen als einen Weg, den Er mit uns geht und auf dem Er uns führt, dann sind wir den Selbst- und Fremdmanipulationen unseres Lebensweges enthoben. Wir sind Empfangende. Das heißt aber: Wir sind nicht die Täter unseres Lebens und also auch nicht seine *Untäter*. Nein, wir sind Menschen, die alle ihre

Sorgen auf ihn werfen können (1Petr 5,7; Ps 55,23) und sich selbst in den Zerreißproben der härtesten Anfechtungen immer noch von ihm getragen wissen.

Die vierte Mindestbedingung gilt der Kirche: Gelebter Glaube setzt die Gemeinschaft von Menschen voraus, die sich in Jesus Christus verbunden wissen, sein Wort hören, sich die Verbundenheit mit ihm durch Taufe und Herrenmahl schenken und bekräftigen lassen, sich gegenseitig stützen und stärken und ihrer Freude am Herrn in Lob und Dank, in Verkündigung, Zeugnis und Dienst deutlich Ausdruck verleihen. Gelebter Glaube bedarf der *Gemeinde Jesu Christi*. Von seinem Wesen her ist er kommunikativ und gesellig. Es ist Gott zwar nicht unmöglich, sich Menschen vernehmbar zu machen, die fernab von jeder christlichen Kirche leben und es für gänzlich ausgeschlossen hielten, dass ausgerechnet er in ihr Dasein tritt. Aber das dürfte eine Ausnahme sein. Zur Rechtfertigung der verbreiteten Distanz evangelischer Kirchenglieder zu ihrer Kirche taugt dieser Fall jedenfalls nicht. Das ist schon daran ablesbar, dass ein in der gänzlichen Kirchenferne von Gott berührter Mensch fast selbstverständlich die Gemeinschaft derer suchen wird, die sich in Christi Namen versammeln. Die Beheimatung des Glaubenden in der lebendigen Gemeinschaft von Christen steht in einem direkten Verhältnis zur Entfaltungsfähigkeit seines Glaubens. Und je größer die Distanz zu einer solchen Gemeinschaft wird, desto schwieriger dürfte es sein, die Existenz eines Christenmenschen auf Dauer zu behaupten. Nostalgische Verbundenheitsgefühle mit der Volkskirche werden jedenfalls den Herausforderungen an unser Christsein nicht mehr gewachsen sein.

Diese vier Mindestbedingungen für die Entfaltung eines lebendigen Glaubenslebens sind in ihrer Reihenfolge austauschbar. Wir könnten auch die Beheimatung in einer Gemeinschaft von Christen an die erste Stelle setzen und unsere Betrachtung mit dem individuellen Bibelstudium abschließen. Wir könnten diese Mindestbedingungen auch in verschiedener Richtung erweitern und ausdifferenzieren. Ich wollte lediglich zeigen, wie wir von innen heraus gegen den Trend wachsen können, wenn wir dieses innere Wachstum als die Voraussetzung des äußeren Wachstums betrachten wollen. Das jedenfalls muss wenigstens gegeben sein, wenn der Glaube der Menschen zur Entfaltung kommen und nicht an innerer Auszehrung sterben soll. Das heißt im Blick auf die Gestaltung kirchlicher Arbeit: Die Menschen einer christlichen Gemeinde haben ein Recht darauf zu lernen: *erstens*, wie sie in ihrem Alltag mit der Bibel leben können, *zweitens*, wie sie beten können, *drittens*, wie sie aus der Erfahrung mit dem Gebet als Empfangende und Geborgene leben, und *viertens*, wie sie dieses alles in der Verbundenheit mit den Schwestern und Brüdern der Gemeinde gemeinsam tun können.

Natürlich sind das Zeugnis und der Dienst einer christlichen Kirche in der Welt von heute viel komplexer und umfassender. Die Rede ist hier von *Mindestbedingungen* des gelebten

Glaubens. Sie sind mit dem Herzrhythmus zu vergleichen, der den Organismus am Leben und bei Kräften hält. Ja, sie bilden den Herzrhythmus der lebendigen christlichen Gemeinde. Als solche wollen sie nach Kräften gepflegt und gefördert werden. Wo das gegeben ist, ist das Entscheidende gegeben. Möge uns das immer wieder neu gegeben, nein: neu geschenkt werden!

©Michael Beintker-31/10/19